

Wegbereiter des Wandels

Junge Akademikerinnen und Akademiker aus Afrika, Asien und Lateinamerika



Eine Ausstellung des kirchlichen Entwicklungsdienstes der ev.-luth. Landeskirchen in Braunschweig und Hannovers (KED) in Zusammenarbeit mit dem Studienbegleitprogramm für ausländische Studierende (STUBE), einem Projekt des KED in Niedersachsen.

Alle in der Ausstellung Porträtierten haben am Studienbegleitprogramm für ausländische Studierende (STUBE) teilgenommen.

Kirchlicher Entwicklungsdienst
der evangelisch-lutherischen
Landeskirchen
in Braunschweig
und Hannovers

KED



Wegbereiter multimedial.
Einscannen, hochladen, fertig.



Dies ist ein Platzhalter! Laut Aussage von Herrn Götte erfolgt der aktuelle QR-Code am 19. 9.

Der **Kirchliche Entwicklungsdienst** in Niedersachsen (KED) fördert die entwicklungspolitische Bildung in Kirchengemeinden, kirchlichen Einrichtungen und Gruppen. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Beratung, Förderung und entwicklungspolitische Bildung für Studierende (aus Entwicklungsländern) durch das Projekt STUBE.

Das **Studienbegleitprogramm für ausländische Studierende** (STUBE) organisiert Seminare und Veranstaltungen zu entwicklungspolitischen Themen, macht Qualifizierungsangebote, ermöglicht Praktika in den Herkunftsländern und bietet Orientierungshilfen für die Reintegration ins Heimatland an. STUBE bringt Fachleute und Studierende unterschiedlicher Disziplinen zusammen und fördert den interkulturellen und interreligiösen Austausch. Bundesweit gibt es elf regionale Studienbegleitprogramme. Sie werden durch das Diakonische Werk der EKD/»Brot für die Welt« koordiniert und teilfinanziert.

Konzept: KED, Kirchlicher Entwicklungsdienst in Niedersachsen

Text und Redaktion: Markus Götte, Königsworth Medienbüro

Fotografie: Jens Schulze (4), Wienda Parwitasari (1), Privat (2)

Gestaltung und Produktion: scherrer. schilling.



» **Als Touristenführerin habe ich mein Land bereist** und so unsere Menschen, Kultur und wunderbare Natur entdecken können. Ich war auf den Galapagosinseln, in den Städten, in den Bergen und im Regenwald. Ich habe dadurch die Potenziale meines Landes erkannt, habe aber auch gesehen, wie die Natur zerstört wird und welche negativen Auswirkungen die Wirtschaftskrise und die Emigration von Hunderttausenden verursachten. In manchen Landstrichen im Süden Ecuadors lebten nur noch Alte, Kinder und Jugendliche. Die mittlere Generation war ausgewandert.

■ **Die Emigration hat viele Dorfgemeinschaften tief greifend verändert.** Die Auswanderung hat Familien zersplittert und Traditionen zerstört. Anstatt das Geld, das die Emigranten und Emigrantinnen im Ausland verdienen, sinnvoll zu investieren, wurden mehrstöckige Häuser aus Beton gebaut. Dadurch verschwanden die traditionellen Adobe-Häuser. Das sind Häuser aus Lehm, die perfekt dem Klima und der Landschaft angepasst sind. Tagsüber sind sie schön kühl. In der Nacht geben sie die während des Tages gespeicherte Wärme an die Innenräume ab. Jetzt stehen viele Betonhäuser einfach leer.

■ **Mein Job ist der, den ich mir gewünscht habe.** Seit meiner Rückkehr nach Ecuador arbeite ich im Bereich Tourismus und Entwicklung bei einer Nichtregierungsorganisation in Quito. In Deutschland habe ich Regionalentwicklung studiert, um diese Kenntnisse später in Ecuador umsetzen zu können. Aus Europa habe ich gut funktionierende Ideen und Konzepte der regionalen Entwicklung mitgebracht, die ich nun – angepasst auf die Realität in meiner Heimat – anwenden kann. Als Projektleiterin helfe ich mit, in Ecuador einen nachhaltigen Tourismus zu etablieren: Einen Tourismus, der die Umwelt schützt, die Region entwickelt und Arbeitsplätze schafft. So habe ich die Chance, langfristig etwas zu verändern.

■ **Tourismus ist kein Allheilmittel für die regionale Entwicklung.** In manchen Orten Ecuadors hat der konventionelle Tourismus zwar Arbeit gebracht, aber auch dafür gesorgt, dass die Natur vermüllt, dass der Wald abgeholzt wird und es Probleme mit Abwasser gibt. Meine Projekte befinden sich im Nebelwaldbereich, wo sich einige der Hotspots der Biodiversität weltweit befinden. Gemeinsam mit den Akteuren vor Ort versuchen wir derzeit, Strategien für nachhaltige Entwicklung zu finden und einen Ökotourismus zu etablieren, damit die Biodiversität erhalten bleibt.

■ **Wovon sollen die Menschen im Nebelwald leben?** Bisher hatten die Menschen dort die Wahl, in Gold- bzw. in Silberminen oder in der Landwirtschaft zu arbeiten. Landwirtschaft bedeutet dort allerdings oft, den tropischen Wald zu roden und Monokulturen wie zum Beispiel »Palma Africana« (Ölpalmen) anzupflanzen, die den Boden zerstören. In meinen Projekten geht es darum, alternative Verdienstmöglichkeiten für die Bevölkerung vor Ort zu schaffen. Zunächst geht es darum, zu informieren und aufzuklären und Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. Unsere Zielgruppen vor Ort sind zum einen Jugendliche sowie Unternehmen im Bereich Tourismus und Hersteller regionaler Produkte. Wir lehren beispielsweise Umweltschutz, Ökotourismus und ökologische Landwirtschaft. Zum anderen zeigen wir aber auch ganz praktische Dinge, etwa wie man Naturwege baut, Häuser aus Holz errichtet, wie Bioanbau funktioniert, Energie erzeugt und den Abfall entsorgt.«

8,3 Prozent der Bevölkerung Ecuadors leben im Ausland. Anfang der 2000er-Jahre waren es sogar 15 Prozent der ecuadorianischen Bevölkerung. Zum Vergleich: 2008 lebten nur 0,6 Prozent der Deutschen im europäischen Ausland.

(Quelle: www.worldbank.org; Statistisches Bundesamt/Eurostat, 2010)

Jane Silva, 35, besuchte als Kind das »Colegio Alemán«, die deutsche Schule in Ecuadors Hauptstadt Quito. Dort absolvierte sie eine duale Ausbildung zur Bürokauffrau. Im Anschluss studierte sie Tourismusmanagement und arbeitete gleichzeitig als Touristenführerin auf den Galapagos-Inseln, in den Bergen und im tropischen Regenwald Ecuadors. 2006 kam sie für ein Aufbaustudium Regionalmanagement an die FH Göttingen. Zurzeit arbeitet sie als Projektleiterin bei der nationalen Nichtregierungsorganisation »Fundación Esquel« in Quito. Dort betreut sie zwei Entwicklungshilfeprojekte im Bereich Tourismus und nachhaltiger Entwicklung, die von der Comunidad de Madrid und der Europäischen Union gefördert werden.



» **Ich bin Wissenschaftlerin und Unternehmerin.** Halbtags arbeite ich im Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie GmbH. Den Rest der Zeit widme ich mich meiner Firma SWANE-Design, die ich 2010 mit einem Mikrokredit gegründet habe. Allein und zusammen mit afrikanischen Partnern entwerfe ich Möbel und Accessoires aus Abfallstoffen wie Kronkorken, Cola-Dosen, Draht, Blech, leeren Kanistern oder Stoßdämpfern von Autos. Aus Abfall lasse ich wieder neue, hochwertige Produkte herstellen: Lampen, Hocker, Tische, Aschenbecher, Regale, Visitenkarten und vieles mehr. Das nennt man Upcycling. Produziert wird im Senegal unter fairen und menschenwürdigen Bedingungen. Verkauft werden die Produkte in Deutschland. ■ **Corporate Social Responsibility** (unternehmerische Gesellschaftsverantwortung) **ist ein großes Wort**, lange Zeit ein Modewort. Ich wollte den Begriff, der mir während meines Wirtschaftsstudiums häufig begegnet ist, mit Leben erfüllen. Und möchte mit meinem eigenen Unternehmen zeigen, dass man als sozialer Entrepreneur in und mit Afrika erfolgreich sein kann. ■ **Deutsche Kunden wollen möglichst wenig bezahlen**, weil sie denken, Afrika sei per se arm und die Löhne dementsprechend niedrig. In der Hauptstadt Dakar ist es genau umgekehrt. Dort herrscht die Vorstellung, die Deutschen seien reich und mit einem Auftrag aus Deutschland ließe sich sehr schnell sehr viel Geld verdienen. Diese gegensätzlichen Erwartungen treffen aufeinander – und ich stehe dazwischen und muss mit beiden Seiten umgehen. Eine Unternehmerin zu sein, ist eine große Herausforderung für mich. Besonders die Vertragsverhandlungen im Senegal sind schwierig. Auf einige Produkte musste ich verzichten, aber es bringt nichts, wenn die Accessoires, die ich produziere, in der Herstellung zu teuer und damit unverkäuflich sind. Manchmal muss ich mich auch von meinen senegalesischen Partnern trennen, wenn sie – trotz Vorschusses – zu spät oder gar nicht liefern. ■ **›Müll‹ im Wohnzimmer** mit diesem Gedanken haben viele Kunden in Deutschland noch Probleme. Das erzählen mir meine Abnehmer, Händler für Möbel und Accessoires. Für ein Upcycling-Stück viel Geld auszugeben, das ist für viele erst einmal unvorstellbar. Mein Vater, der mittlerweile 80 Jahre alt ist, war entsetzt darüber, dass ich ein Unternehmen starte, das Gegenstände aus Müll herstellt. Aber ich glaube, ich bin auf dem richtigen Weg. Bei vielen Designern und Galeristen kommen meine Produkte sehr gut an. In fünf Jahren wird es schon anders aussehen und dann bin ich vorne mit dabei, wenn es um Upcycling geht. ■ **Ein Motor für die regionale Entwicklung** im Senegal ist mein Unternehmen sicher noch nicht. Doch ich bin davon überzeugt, dass das kreative Upcycling von Abfallstoffen ein Weg für mein Land sein kann, endlich mehr zu sein als ein armer Exporteur von Rohstoffen, der nahezu alle verarbeiteten Gebrauchsgüter importieren muss. Das Upcycling von Abfallstoffen könnte eine Innovation auf dem Weltmarkt sein, etwas, das es so noch nicht gibt, mit einem eigenen, afrikanischen Touch. Wenn es funktioniert, könnte es ein wirtschaftlicher Motor sein und würde im Senegal selbst etwas bewirken, nämlich eine umfassende Abfallverwertung.«

144. – das ist der Platz, den Senegal im Human Development Report der Vereinten Nationen (von 169 Länder insgesamt) einnimmt. Dort werden Staaten anhand eines Wohlstandsindikators, der die Kindersterblichkeit, die Bildungssituation und das Bruttoinlandsprodukt der Länder berücksichtigt, klassifiziert und gerankt.

(Quelle: The 2010 Human Development Report, United Nations Development Programme, 2010)

Selly Wane, 35, lebt seit 14 Jahren in Wuppertal. Einst kam sie für ein Elektrotechnikstudium nach Deutschland. Später wechselte sie ins Wirtschaftsfach und machte ihren Abschluss als Diplom-Ökonomin. Nach verschiedenen Stationen in Europa – bei einer Bank, einem Institut für Mikrokredite in London und einer Hospitation bei der früheren Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) – arbeitet sie nun als Wissenschaftlerin am Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie GmbH. Neben ihrem Teilzeitjob als Wissenschaftlerin betreibt sie ein eigenes Unternehmen: SWANE-Design, das mit Möbeln und Accessoires aus Recyclingmaterial handelt, die im Senegal unter fairen und sozial verträglichen Arbeitsbedingungen hergestellt werden. Wenn noch Zeit bleibt, arbeitet sie weiter an ihrer Promotion zu einem wirtschaftswissenschaftlichen Thema.



» **Wenn ihr mal groß seid, werdet ihr in Europa oder den USA studieren** – das hatte uns mein Vater versprochen. Er selbst hatte in Moskau studiert. 1972 kehrte er nach Nigeria zurück. Wenn er noch leben würde, würde er sich bestimmt freuen, dass sein Wunsch in Erfüllung gegangen ist. ■ **Als ich nach Deutschland ging**, haben die Leute gesagt: Jetzt hat er es geschafft. Für die bin ich schon heute ein erfolgreicher Mann. Niemand rechnet damit, dass ich zurückkomme. Sie denken eher so: Wie kann er uns helfen, dass wir auch nach Europa kommen? ■ **Ich weiß, dass Nigeria arm ist.** Ich weiß, dass die Gesundheitsversorgung katastrophal ist – aber nicht wieso. Bei STUBE-Seminaren in Deutschland habe ich das erste Mal verstanden, warum das so ist. STUBE ist mein offenes Fenster nach Afrika. Durch das Fenster kann ich sehen und verstehen: Welche Auswirkungen die Finanzkrise auf Afrika hat oder was es bedeutet, wenn immer mehr Fachleute Nigeria verlassen. Würden alle nigerianischen Ärzte, die in Europa oder den USA arbeiten, zurückkehren, würde das jedes Jahr sicher tausenden Menschen das Leben retten. ■ **In meiner Heimatstadt Lagos** hat sich nicht viel verändert, seitdem ich vor sechs Jahren weggegangen bin. Letztes Jahr wurden in Lagos Krankenhäuser bestreikt. Ich habe gehört, dass Krankenschwestern die Notsituation von Angehörigen ausgenutzt haben und Geld verlangt haben, damit sie ihre kranken Verwandten überhaupt versorgen. Und einige mussten sogar extra zahlen, wenn sie eine Auskunft haben oder einen Krankenbesuch bei ihren Angehörigen machen wollten. Hygiene existiert in vielen Kliniken kaum. Patienten sind rechtlos. Ob sie Schmerzen haben, ob sie viel oder wenig bluten, es ist total egal. In vielen staatlichen Krankenhäusern werden Patienten nicht wie Menschen, sondern wie Hühner im Schlachthaus behandelt. Gut, es ist nicht überall so, es gibt private Krankenhäuser, wo es besser ist, aber das ist nicht die Regel. ■ **150 Millionen Menschen leben in Nigeria.** Als Einzelner kann ich weder 500.000 noch 30.000 helfen. Aber vielleicht ein paar Hunderten. Mir geht es nicht allein darum, erfolgreich zu sein, viel Geld zu verdienen. Ich will erfolgreich und erfüllt sein. Aber Erfüllung gibt es nur, wenn man für andere da ist. Ich will mein Wissen, das ich hier in Göttingen erworben habe, auch weitergeben an meine Arztkollegen in Nigeria: Dass Patienten Rechte haben. Dass man sie nicht wie Vieh behandeln darf. Dass man reden muss und erklären muss. Ich will Menschen wie Menschen behandeln. Nicht mehr, nicht weniger. ■ **Chirurgie fand ich bisher immer langweilig.** Am meisten interessiert mich die Psychiatrie. Da macht mir das Arbeiten wahnsinnig viel Spaß. Gerade sitze ich an einer neurowissenschaftlichen Doktorarbeit über Schizophrenie. Aber in Nigeria brauchen sie Chirurgen, Experten für innere Medizin. Während meines medizinischen Praktikums in Lagos 2010 bin ich vielen Patienten mit unbehandelten Leistenbrüchen begegnet. Die Bruchsäcke hingen ihnen bis in die Kniekehlen herunter, dass sie kaum gehen geschweige denn arbeiten konnten. Frauen trugen handballgroße Kröpfe mit sich herum. Jetzt weiß ich, ich muss mich mehr für die Chirurgie begeistern. Denn die wird gebraucht. ■ **Sprechzeiten von 0–24 Uhr** – das Schild an meiner Tür ist kein Scherz. Sie können mich zu jeder Tages- und Nachtzeit ansprechen. Als Wohnheimsprecher fühle ich mich für die 417 hier lebenden Studierenden verantwortlich. Außerdem sehe ich das als wichtiges Training für mich an. Wenn ich das hier nicht schaffe, wie soll ich es später in meiner Heimat schaffen, ein kleines Krankenhaus zu leiten oder eine Abteilung. Da verzichte ich gern auf Partys, auf Freizeit. Da arbeite ich lieber im Labor, in der Bibliothek, bei Amnesty oder der medizinischen Flüchtlingshilfe. So gut es geht, will ich mich hier auf die Zeit in Nigeria vorbereiten, in der ich das alles nicht mehr habe.«

3.571 Patientinnen und Patienten müssen sich in Nigeria durchschnittlich einen Arzt teilen. In unterentwickelten Bundesstaaten wie Borno versorgen 58 Ärzte in 32 staatlichen Krankenhäusern 4.500.000 Einwohner und Einwohnerinnen. In Nigeria gibt es kein funktionierendes öffentliches Gesundheitssystem und viel zu wenig Mediziner. Knapp 59.000 Frauen sterben jedes Jahr bei der Geburt – Nigeria rangiert damit an 13. Stelle der Länder mit der höchsten Müttersterblichkeitsrate weltweit. (Quelle: World Development Indicators, World Bank, 2002; eigene Recherchen)

Richard Aborowa, 32, kam 2005 aus der Megastadt Lagos mit 15 Millionen Einwohnern nach Deutschland. In Nigeria hatte der studierte Informationstechniker als Softwareexperte gearbeitet und Computer verkauft. Mit dem selbst verdienten Geld finanzierte er den Start seines Studienaufenthalts in Deutschland. Richard Aborowa studiert zurzeit Medizin an der Georg-August-Universität Göttingen und arbeitet parallel er an seiner Doktorarbeit über neuronale Veränderungen im Gehirn psychisch kranker Menschen. Richard Aborowa ist nicht nur bei STUBE-Niedersachsen aktiv, sondern engagiert sich bei Amnesty International und hilft bei der medizinischen Versorgung von Menschen ohne Krankenversicherung. Nach seiner Facharztausbildung will er nach Nigeria zurückkehren.



» **Wenn es stark regnet, muss ich meine Vorlesung abbrechen.** Das Dach des Hauses macht viel Lärm und könnte sogar einbrechen. Hochschullehrer in der Provinz Kameruns zu sein, ist nicht einfach. An der Universität Dschang gibt es keine geeigneten Unterrichtsräume, keine Bibliothek, keine Computer. Wer im Internet recherchieren will, muss in ein Internetcafé gehen und das ist teuer. Die Uni Dschang und die Uni Göttingen, wo ich viele Jahre Agrarwissenschaften studiert habe, trennen Welten. Aber ich unterrichte sehr gerne in Kamerun. Meine Studierenden sind wissbegierig und hoch motiviert. Sie sind erstaunt und beeindruckt, dass ich aus dem reichen Deutschland zurückgekehrt bin und auf vieles verzichtet habe. Ich möchte ihnen etwas von meinem Wissen und meiner Lebenserfahrung weitergeben.

■ **Die Entwaldung Kamerunsschreitet voran.** Holzexporte gehören zu den wichtigsten Einnahmequellen Kameruns. Daher ist der Schutz des Tropenwaldes sehr wichtig, aber sehr schwierig im Alltag umzusetzen. Sobald der Staat ein Stück Urwald an einen Investor abgibt, kann dieser damit machen, was er will. Zudem ist Korruption ein großes Problem in Kamerun. Es gibt kaum Kontrollen der Konzessionen. Das Zentrum für Umwelt und Entwicklung, eine Nichtregierungsorganisation (NRO), für die ich arbeite, versucht zu kontrollieren und den Missbrauch zu veröffentlichen, aber es ist fast unmöglich, etwas dagegen zu tun.

■ **Klimaschutz darf nicht die Lebensgrundlage der Ureinwohner gefährden.** Wenn das ehrgeizige Waldschutzprogramm der Vereinten Nationen umgesetzt wird, hat das Auswirkungen auf die lokale Waldbevölkerung in Kamerun. Die Gefahr besteht, dass Waldgebiete zwar besser geschützt wären, gleichzeitig die Menschen aber ihre Lebensgrundlage verlieren könnten, zum Beispiel das Pygmäenvolk der Baka. Sie leben in Kamerun vom und im Wald. Sie verkaufen Waldfrüchte, Baumwurzeln als Arznei und handeln mit Holz. Würde ihr Waldgebiet aufgrund eines Klimaschutzprogramms geschlossen bzw. der Allgemeinheit entzogen, könnten sie dort nicht mehr arbeiten. Durch Informationskampagnen versuchen wir, die lokale Bevölkerung und andere Nichtregierungsorganisationen über die Klimapolitik und deren Umsetzung zu informieren, damit sie sich wehren oder zumindest Entschädigung verlangen können, wenn das von ihnen bewohnte Waldgebiet im Rahmen von Klimaschutzmaßnahmen geschlossen werden sollte.

■ **Das Verhältnis zwischen Nichtregierungsorganisationen und Regierung ist sehr angespannt** und von großem Misstrauen geprägt. Aber damit Klimaschutzmaßnahmen richtig umgesetzt werden, bedarf es einer guten Zusammenarbeit zwischen der Regierung und der Zivilgesellschaft. Für meine Arbeit als NRO-Vertreter ist diese momentane Situation sehr schlecht. Ich bekomme von den Ministerien oft keine oder falsche Informationen. Sie sind misstrauisch und sagen: ›Ach, ihr wollt die Daten doch bloß, um uns zu kritisieren.‹ In den vergangenen Monaten bin ich vor allem damit beschäftigt gewesen, eine Vertrauensbasis zu schaffen. Zwar gibt es mittlerweile internationale Regelungen, wonach die lokale Bevölkerung bei der Umsetzung von Klimaschutzmaßnahmen beteiligt werden muss. Aber diese Regelungen werden häufig nicht eingehalten. Die Partizipation von Nichtregierungsorganisationen im Klimaschutzprozess ist noch nicht gegeben. Allzu oft lud die Regierung nur regierungsfreundliche Vertreter von Nichtregierungsorganisationen zu Versammlungen. Es gibt allerdings gute Ansätze, um die Situation zu verbessern.

■ **Ich möchte etwas bewegen.** Deswegen würde ich am liebsten in einem Ministerium arbeiten, an einem Ort, wo ich tatsächlich etwas verändern kann. Als Vertreter einer Nichtregierungsorganisation kann man zwar laut reden und Forderungen stellen, aber man kann kaum etwas verändern.«

220.000 Hektar tropischen Regenwald verliert Kamerun Jahr für Jahr seit 1990. 220.000 Hektar – das entspricht etwa der Fläche des Saarlandes. Besonders gefährdet sind die über 400 Jahre alten Baumriesen. Häufig wird der Urwald abgeholzt und das Holz nach Europa oder Asien exportiert. An seiner Stelle werden oft Palmölplantagen errichtet. Aufgrund des hohen Einsatzes von Pestiziden und Kunstdünger in diesen Monokulturen werden Grundwasser und Flüsse vergiftet. (Quelle: Forest Resources Assessment, FAO, 2000)

Dr. Jean-Marcial Bell, 38, hat in Kassel und Göttingen studiert und wurde zum Agrarökonom promoviert. 2010 kehrte er mit einem Rückkehrprogramm des Evangelischen Entwicklungsdienstes (EED) nach Kamerun zurück. Zurzeit arbeitet er im Bereich der Klimaschutzpolitik für das Zentrum für Umwelt und Entwicklung, einer Nichtregierungsorganisation (NRO), in Yaoundé. Sein Ziel ist es, die fortschreitende Entwaldung Kameruns aufzuhalten und im Land zu einer sinnvollen und gerechten Klimapolitik beizutragen. Außerdem unterrichtet Dr. Bell am Zentrum für Holz, Wasser und Umwelt der agrarwissenschaftlichen Fakultät der Universität Dschang in der West-Provinz Kameruns.



» **Die Umwelttechnik steckt in Syrien noch in den Kinderschuhen.** Als ich 1989 anfing, Bauingenieurwesen mit dem Schwerpunkt Umwelttechnik zu studieren, gab es im ganzen Land nur einige wenige Kläranlagen. Nach meinem Abschluss musste ich – wie alle anderen Studierenden auch – zunächst einmal bei einer staatlichen Stelle arbeiten. Ich bekam eine Aufgabe bei der Stadtverwaltung Damaskus und hatte dort den Bau von Schulen zu überwachen. Das war unbefriedigend. Nicht nur aufgrund meines niedrigen Gehaltes von umgerechnet 150 Euro. Frustrierend war auch, dass ich mit meiner Ausbildung nichts anfangen konnte. Obwohl viele Umweltprobleme existieren, gab es keine Jobs im Umweltsektor. Erst seit 2002 beispielsweise gibt es in Syrien ein Umwelt- und Abfallgesetz. ■ **Ich wollte endlich unabhängig und selbstbestimmt leben.** Das war der Hauptgrund, warum ich schließlich ins Ausland gegangen bin. Damit meine ich nicht die materielle Unabhängigkeit: Geld, ein eigenes Auto, eine eigene Wohnung. Mir ging es um meine persönliche und berufliche Unabhängigkeit. Ich hatte wenig Selbstbestimmungsmöglichkeiten. Das Auslandsstudium war meine Chance, endlich Wahlmöglichkeiten zu haben, frei und selbstbestimmt leben zu können. Das wäre in Syrien so nicht möglich gewesen. ■ **Mein Vater hätte gern gesehen, wenn ich in den USA studiert hätte.** In seinen Augen war Nordamerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten – nicht Deutschland. Meine Mutter war ganz gegen ein Auslandsstudium. Wenn ich erst einmal die Unabhängigkeit genießen würde, so ihre Befürchtung, käme ich nicht wieder. Ich habe mich schließlich für Deutschland entschieden, weil es den besten Ruf im Umweltsektor hatte und weil es damals noch keine Studiengebühren gab. ■ **Manche denken, ich sei die Sekretärin,** wenn ich zusammen mit meinen männlichen Mitarbeitern zum Meeting komme. Aber dann, wenn ich vortrage oder das Projekt präsentiere, sind sie meist beeindruckt. Natürlich werde ich dann als promovierte Ingenieurin erst einmal ausgiebig getestet, ob ich es wirklich drauf habe. Aber diese Erfahrung machen Frauen in technischen Berufen überall auf der Welt. Dass es in arabischen Ländern besonders schwierig wäre, ist eher ein Klischee. In arabischen Staaten sind die Männer häufig sehr interessiert an mir. Sie wollen wissen, wo ich studiert habe, wie viel ich verdiene. Ich merke, sie sind stolz auf mich. In ihren Augen bin ich eine von ihnen – eine, die es in Europa geschafft hat. ■ **Araber sind stolz. Sie wollen Hightech, keine Lowtech.** Oft werden einfache Produkte, einfache Lösungen angeboten. Mit dem Argument, das funktioniere überall, sei leicht zu steuern, leicht zu warten – auch unter extremen klimatischen Bedingungen. Aber arabische Unternehmen wollen nicht das Einfachste sondern das Beste – wie alle anderen auch. Sie fühlen sich sonst als Kunden zweiter Klasse. Meine Aufgabe als Vertriebsleiterin ist es, diese kulturellen Fallstricke zu vermeiden. Ich formuliere dann die Texte meiner Mitarbeiter um und erkläre unseren arabischen Kunden, dass diese Anlagen genauso auch in die Schweiz oder nach Finnland verkauft werden. ■ **In Deutschland kann ich als Ingenieurin mehr für die Umwelt tun als in Syrien.** In Syrien wäre ich wahrscheinlich nur eine Sachbearbeiterin mit wenigen Entscheidungsbefugnissen in einer Behörde oder einem Unternehmen. Hier habe ich mehr Einflussmöglichkeiten. Bei deutschen Organisationen und Unternehmen habe ich bislang immer gezielt neue Kunden und Projekte in der arabischen Welt akquiriert und so aktiv an der Lösung von Umweltproblemen auch in Syrien geholfen. Zwar bin ich auch in Deutschland als Ingenieurin nur ein kleines Rad in einem großen Getriebe, aber am Ende werden die Abwässer in Syrien und anderen Ländern mit meiner Unterstützung besser aufbereitet und die Umwelt besser geschützt. Das freut mich.«

6 Klär- bzw. Abwasserbehandlungsanlagen waren Mitte 2005 in Syrien im Betrieb. Vier weitere waren in Planung und weitere 15 mit dem Vermerk »under study & Inspection« versehen. In Deutschland arbeiteten 2009 knapp 10.000 Kläranlagen. (Quelle: Syrian Arab Republic, Country Report, 2004 / Statistik Abwasserentsorgung, BMU, 2011)

Dr. Dania Al Jiroudi, 39, kam 1998 für das Aufbaustudium Ressourcenmanagement mit dem Schwerpunkt Wasserbau nach Suderburg in Niedersachsen. Bereits ihr Vater und ihr Onkel studierten einst in Deutschland. Dania Al Jiroudi allerdings blieb auch nach dem Ende ihres Studiums und promovierte an der Universität Rostock. Ihr Spezialgebiet ist die Reinigung und Aufbereitung von kommunalem und industriellem Abwasser. Derzeit arbeitet sie als Leiterin für Vertrieb und Marketing in einem weltweit tätigen Unternehmen für Umwelttechnik und Anlagenbau. Ihr Job führt sie häufig in arabische Länder.



» **Meine Arbeit als Journalistin hat mich gelangweilt.** Ich war in Xi'an Redakteurin einer politischen Monatszeitschrift. Die Themen wiederholten sich und die Arbeitsabläufe auch. Interviews führen, Artikel schreiben – immer dasselbe. Ich wollte endlich etwas Aufregenderes tun. Etwas, was mir wirklich Spaß macht. Schon während meines Studiums hatten mich Deutschland und die deutsche Literatur fasziniert: Goethes Faust oder Heines Harzreise. Deutschland, das Märchenland, das ich nur aus Büchern kannte, wollte ich endlich kennen lernen – und dort studieren.

■ **Zugvögel, das klingt viel besser** als Bildungsmigranten. Wir ausländischen Studenten sind wie Zugvögel. Eine gewisse Zeit unseres Lebens verbringen wir im Ausland. Bei mir sind es zwar schon acht Jahre, aber insgesamt ist das ja nur eine kurze Zeit in meinem Leben. In China werde ich mich später einmal sehr gern an die schöne Zeit in Göttingen zurückerinnern. Auch wenn es sehr hart war, die deutsche Sprache zu erlernen und während des Studiums immer genügend Geld zum Leben zu haben.

■ **Ich muss mein Land häufig verteidigen:** China verschmutzt die Welt – solche vorwurfsvollen Sätze kommen häufig, in privaten Gesprächen oder bei Fachtagungen. Viele verstehen nicht, dass China noch ein Entwicklungsland ist. Auch in Industrieländern wie Deutschland kam erst der Wohlstand und danach der Umweltschutz. China muss jetzt beides gleichzeitig schaffen: Ein Industrieland werden und die Umwelt schützen. Eine größere Herausforderung gibt es nicht. Aber wenn es klappt, können davon andere Entwicklungsländer in Afrika und Asien profitieren.

■ **Immer mehr Chinesen steigen gerade vom Fahrrad aufs Auto um.** In Deutschland ist es umgekehrt. Die Menschen handeln hier immer ökologiebewusster. Bekommen wir das in China auch hin? Können wir das Land ökonomisch und ökologisch modernisieren und gleichzeitig die Lebensstile der Menschen »ökologisieren«? Das ist eine spannende Frage, denn bisher wurde eine ökologische Modernisierung als Konzept nur in hoch entwickelten, reichen Industrieländern umgesetzt. Zwar bemüht sich die chinesische Regierung, den Umweltschutz zu verbessern. Aber ob und inwieweit das Individuum bereit ist, sich dieser Umweltstrategie anzupassen, das werde ich in meiner Doktorarbeit untersuchen, zum Beispiel mithilfe von Interviews mit Bewohnern und Bewohnerinnen konventioneller Städte und Bewohnern und Bewohnerinnen der neuen Öko-Städte, die in China gerade entstehen.

■ **Ich möchte die Welt ein bisschen besser machen** – im Kleinen, im Privaten zumindest. Nach meiner Promotion würde ich gerne bei einer Umweltorganisation in China arbeiten. Immerhin ist Deutschland das führende Land in Sachen Umwelttechnologie und Umweltforschung. Meine Erkenntnisse aus der Forschung und mein Wissen aus Deutschland kann China gut gebrauchen.«

32.200 – so viele verschiedene Pflanzenarten sind in China beheimatet, in Deutschland sind es nur 2.682. China gehört zu den drei Ländern der Erde mit der größten biologischen Vielfalt. Doch diese Vielfalt schrumpft durch das riesige Wirtschaftswachstum, das viele natürliche Ressourcen verbraucht und Lebensräume von Pflanzen und Lebewesen zerstört.

(Quelle: World Atlas of Biodiversity: earth's living resources in the 21st century, UNEP World Conservation Monitoring Centre [UNEP-WCMC], 2002.)

Xiling Yang kommt aus der Acht-Millionen-Metropole Xi'an, der Hauptstadt der Provinz Shaanxi in Nordwestchina. Sie studierte Literatur- und Sprachwissenschaften und arbeitete als Redakteurin bei einer Monatszeitschrift des Volkskongresses der Provinz. 2003 gab sie ihre feste Stelle auf und flog nach Deutschland. Im Alter von 28 Jahren startete sie in ein neues Leben und begann in Göttingen Soziologie, Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre zu studieren. Angeregt durch STUBE-Seminare zum Thema Nachhaltigkeit schreibt sie heute eine Doktorarbeit im Bereich Umweltsoziologie über den Schutz der biologischen Vielfalt in China und gesellschaftliches Umweltverhalten.

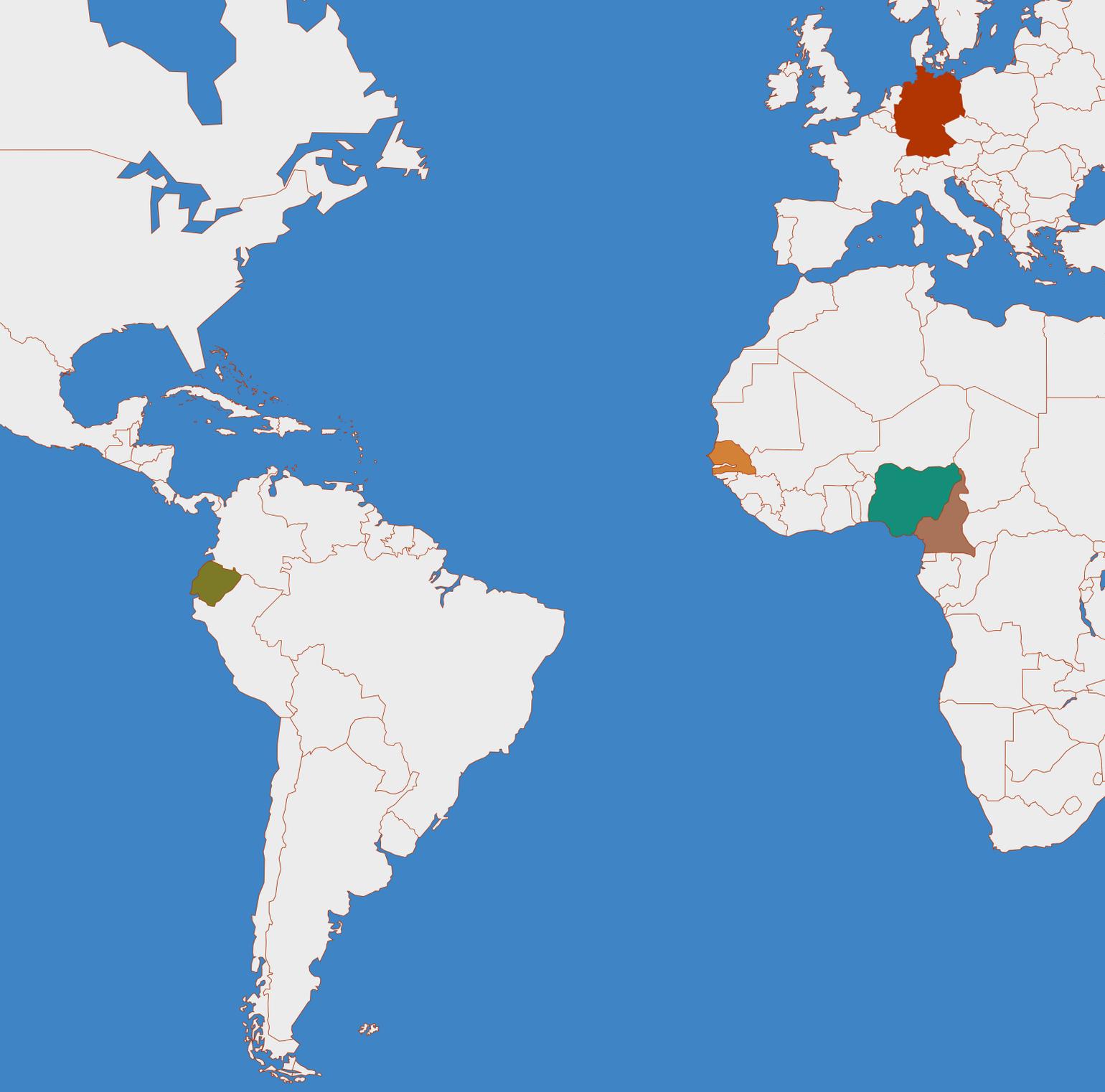


» **Immer mehr Menschen wollen bei uns Fleisch essen** und Milch trinken. Mit dem wachsenden Wohlstand in Indonesien verändern sich die Konsumgewohnheiten. Jedes Jahr wächst der Verbrauch von Fleisch und Milch etwa um zehn Prozent. Es werden immer mehr Rinder gezüchtet und es gibt immer mehr Milchkühe. Trotzdem müssen wir, anders als in Deutschland, wo ich Milch- und Molkereiwirtschaft studiert habe, Fleisch und Milchprodukte importieren. Etwa 75 Prozent der Milch kommen aus Australien, Neuseeland oder den USA. In diesem Sektor verdiene ich mein Geld – mit der Produktion von Mozzarella und der Entsorgung von tierischen Fäkalien. ■ **Die Viehzucht verursacht Umweltprobleme.** Als ich nach Bandung auf West Java gezogen bin, habe ich beobachtet, dass die Viehzüchter die Fäkalien ihrer Tiere nicht umweltgerecht entsorgen. Für viele indonesische Farmer ist Gülle – anders als in Deutschland – wertloser Abfall. Sie wissen damit nichts anzufangen und kippen die Gülle irgendwo hin, wo sie im Boden versickert. Aber das kann schwer wiegende Folgen haben. Das Grundwasser kann verunreinigt und die Flüsse können verschmutzt werden. Aber viele Menschen in Indonesien beziehen ihr Trinkwasser noch aus Brunnen. Deswegen habe ich eine Nichtregierungsorganisation gegründet. Sie heißt ›Adil Sehjatera‹, was so viel wie Wohlstand und Gerechtigkeit heißt. Die Aufgabe meiner Organisation ist es, die Gülle der Viehzüchter und Milchbauern zu entsorgen. Mit Unterstützung des Gouverneurs von West-Java konnte ich Maschinen kaufen, mit der die Gülle zu Dünger weiterverarbeitet wird. Mittlerweile produzieren wir 120 Tonnen Dünger im Monat. Der Dünger wird bis nach Brunei exportiert. ■ **Ich produziere Mozzarella für Pizzerien.** Pizza ist gerade sehr in Mode. Es gibt immer mehr Pizzerien in meiner Stadt Bandung. Da der Käse für die Pizza teure Importware ist, ist das ein Wachstumsmarkt. Davon will ich profitieren. Zurzeit arbeite ich noch allein und produziere etwa 10 bis 20 Kilo Mozzarella pro Tag. Alles in Handarbeit. Perspektivisch soll mein Geschäft expandieren. Und ich möchte an verschiedenen Orten Mozzarella-Manufakturen gründen. Noch fehlt mir das Geld für die teuren Maschinen aus Deutschland, mit denen ich Mozzarella im großen Stil produzieren kann. Die Nachfrage ist da, keine Frage, aber es fehlt die Technik. ■ **Die Bauern in der Umgebung verkaufen mir gerne ihre Milch,** weil ich ihnen mehr zahle als die großen Molkereien. Aber ich muss sehr auf die Qualität der gelieferten Milch achten. Denn wenn die Qualität der Milch schlecht ist, gibt es keinen guten Mozzarella. Um eine gleich bleibend gute Qualität der Milch zu gewährleisten, habe ich begonnen, die Milchbauern zu beraten und mein Wissen als Experte für Milch- und Molkereiwirtschaft an sie weiterzugeben. ■ **Mein Traum ist es, später einmal Ziegenmilch zu verarbeiten.** Das war mein Spezialgebiet in Deutschland. Ziegen sind zwar weit verbreitet in Indonesien. Doch kaum jemand trinkt Ziegenmilch. Dabei ist sie viel gesünder als Kuhmilch. Auch wäre die Ziegenhaltung für die Umwelt besser als die Kuhhaltung, weil Ziegen weniger Platz benötigen. Außerdem sind Ziegen viel besser an das Klima Indonesiens gewöhnt als Milchkühe. Ziegen sind genügsamer und es verlangt weniger Knowhow, sie zu züchten. Aber derzeit sind Kuhmilchprodukte viel populärer als Ziegenmilchprodukte. Vielleicht kann ich das ja ändern.«

495.231 Milchkühe werden derzeit in Indonesien gehalten. Und es werden Jahr für Jahr mehr. In dem nach Einwohnerzahlen viertgrößten Land der Erde geht mit dem Wirtschaftsboom ein regelrechter Milchboom einher. Mit dem Anwachsen einer städtischen Mittelschicht wächst auch der Milchverbrauch. In Deutschland dagegen ist der Markt bereits gesättigt. Der Milchkonsum sinkt leicht und die Zahl der Milchkühe in den Ställen geht zurück. Bundesweit standen 2009 aber immer noch fast zehnmal so viele Kühe im Stall wie in Indonesien, genau 4.205.493 Tiere.

(Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden; destatis 2010; Dairy Industry Development in Indonesia, IFC World Bank Group, 2011)

Hendi Sukamso, 43, kam 1991 als Hilfskoch nach Deutschland und arbeitete lange Zeit in einem indonesischen Restaurant. Nachdem sein Vertrag auslief, studierte er an der Fachhochschule Hannover im Fachbereich Milch- und Molkereiwirtschaft. 2003 kehrte er als Diplomingenieur nach Indonesien zurück. Auf West Java gründete er eine Umweltorganisation, die Abfälle aus der Viehzucht kompostiert und zu biologischem Dünger weiterverarbeitet und verkauft. Fast sieben Jahre arbeitete er in verschiedenen Molkereiunternehmen als Produktionsleiter für H-Milch. Vor kurzem hat er sich als Mozzarella-Produzent selbstständig gemacht.



Ausländische Studierende in Deutschland (Beispielländer)

 Ecuador: 450

 Nigeria: 509

 Senegal: 174

 Kamerun: 5.363

Zwei von fünf ausländischen Studierenden kommen aus Entwicklungs- und Schwellenländern mit niedrigem Pro-Kopf-Einkommen.

»Eine behutsame Regionalentwicklung fördert die Verantwortung der Menschen für ihre Zukunft.« Jane Silva, Tourismus- und Regionalentwicklungsexpertin, Ecuador

»Soziale UnternehmerInnen gibt es noch viel zu wenige.« Selly Wane, Unternehmerin, Senegal

»Jeder Mensch hat das Recht auf Gesundheit.« Richard Aborowa, Medizinstudent, Nigeria

»Klimaschutz muss sozialverträglich sein.«

Dr. Jean Marcial Bell, Agrarwissenschaftler, Kamerun



 **Syrien: 1.933**

 **China: 23.140**

 **Indonesien: 2.247**

Deutschland ist nach den USA und Großbritannien weltweit das begehrteste Ziel für ein Auslandsstudium. Mehr als 180.000 Studentinnen und Studenten aus dem Ausland* studieren in Deutschland.

Mehr als Zweidrittel der ausländischen Studierenden kommen aus Entwicklungs- und Schwellenländern.

* Mit ausländischen Studierenden sind Studierende ausländischer Nationalität gemeint, die ihre Hochschulzugangsberechtigung im Ausland erworben haben.
(Quelle: Wissenschaft weltoffen, DAAD/his, 2011)

»Gewässerschutz ist ein zentrales Thema im Nahen Osten.«

Dr. Dania Al Jiroudi, Vertriebsleiterin, Syrien

»Kann China wachsen und sich ökologisch modernisieren?«

Xiling Yang, Soziologin, China

»Umweltschäden durch Viehhaltung müssen wir stärker vorbeugen.«

Hendi Sukamso, Unternehmer, Indonesien